



Nummer

Montag,

83.

7. April 1817.

Ueber Declamatorien,

in Beziehung auf das Declamatorium von Mad. Schirmer
am 25ten März.

Die französische Literatur hatte von jeher ihre Coteries, ihre geselligen Versammlungsplätze, in deren Mitte geistreiche Frauen den Scepter der Sitte und der Grazie führten, mit einem Worte ihre Salons, wo vorgelesen, geprüft, erwogen, geglättet wurde, was uns am meisten aus dieses Volkes wohldurchsprochenen Erzeugnissen erfreuet. Denn es ist ein sprechendes, sich selbst und andere, die sprechen können, die ihre am Ende stets vom Theater ausgehende Declamation wohl inne haben, gern hörendes Volk. Der Britte, vielleicht weniger empfänglich für reine literarische Mittheilung, liebt doch stets beim Frühstück oder am Camin das, was außer dem Essen und Trinken ihm sein drittes Bedürfnis und tägliches Brod ist, das Zeitungsblatt laut vor und durchspricht dabei die Politik des Tages. Er hat seine Speaking-clubs. Zahlreiche, von allen Classen und Geschlechtern besuchte Vorlesungen über jeden Theil der Künste und Wissenschaften ertönen in der Hauptstadt und in den die Hauptstadt nachahmenden Instituten der vorzüglichsten Provinzialstädte. Noch hat der Italiener seine Improvisatoren, auch singen einzelne Gondoliers die Strophen von Tasso und Ariost, es versammeln sich Arcadier und hundert andere Academiker zu regelmäßigem Ablesen und Vordeclamiren größerer und kleinerer Rede- und Dichterwerke von der romantischen Epöee an bis zum Sonnett.

Wenn die lebendige Rede nicht in formlosem, ungereimten Geschwätz, sondern in wohlgerichtetem Sprechen mit Wohlklang und angemessenem Ausdruck bestehen soll, wo lernen wir Deutsche eigentlich sprechen und, was ja jedem Sprechen, soll es zu innerm Taft und äußerem Wohlklang führen, vorausgehen muß, hören? Fürwahr, wir sind ein monologisches Volk und selbst unsere Monologen durchdringt nur selten der lebende Hauch der Rede. Die stumme Feder vertraut sie dem verschwiegenen Papier und kommt es hoch, dieß Papier sein anvertrautes Gut wieder dem Schriftkasten und der Druckerpresse an. Wir begraben uns im todten Buchstaben. Wie wenig von dem, was bei uns durch die Feder und Druckerpresse ins große Publikum vordringt, wurde vorher einem fremden Ohr zur Prüfung und Berichtigung vorgetragen. Man nehme den so eben erscheinenden, ungewöhnlich beleibten neuesten Messkatalog und frage sich bei einer flüchtigen Heerschau dieses in allerlei Rüstung rasselden Bücher-Phalanx: wie viel von diesen jüngsten Kindern unserer Literatur wurden vor ihrer Conscriptio mit lebender Stimme aufgerufen und abgehört? Und so ist überall des Vorlesens, des Recitirens neuer und älterer Literaturerzeugnisse in Verhältniß weit weniger unter uns, als bei andern Völkern, die überhaupt jetzt weit mehr auf kluge Benutzung des wohlervorbenen väterlichen Erbtheils ihrer Literatur, als auf ephemere Vermehrung desselben ausgehen.

Wollen wir nun auch in diesem Sinne ein ganz gebildetes Volk seyn, so müssen wir alle öffentliche

Veranlassungen, wo über gemeinnützige, vorzügliche und unterhaltende Gegenstände laut und in wohlgeordneter Rede gesprochen wird, wo uns ein Blüthenkranz aus unsern neuesten und ältern Dichtern durch den Hauch lebendiger Rede angefrischt dargeboten, mit einem Worte, wo kunstgerecht gesprochen und declamirt wird, sehr willkommen heißen. Wir müssen erst hören, und das Gehörte rhythmisch auffassen und in uns eingehn lassen, bevor wir nun selbst mit sprechen und mitunter auch unsere geselligen Unterhaltungen declamatorisch gestalten können. Der Taubgeborne ist nothwendig zugleich stumm. Darum sollten in unsern Residenzen und Musensitzen, wie wir ja unsere Hochschulen gern zu nennen pflegen, weit häufiger und über weit mehr Gegenstände, als bisher Sitte war, freie Vorlesungen und Recitationen gehalten, auch wohl mit dem Zauber der Tonkunst vermählt, aber nicht durch diese ganz verdrängt werden. Darum sollten wir doch ja auch alle Gelegenheiten, einen Kreis gebildeter oder bildungslustiger Zuhörer um einen Declamator versammelt zu sehn, so viel als möglich aufzumuntern und, was wohl die Hauptsache ist, zu veredeln suchen. „Ein gewisser allgemeiner Drang zum Vorlesen und Declamiren der Nationaldichter“, so bemerkte jüngst noch ein trefflicher Beobachter, selbst Schriftsteller, Vorleser und Declamator, in einer Schrift, die wir der reifsten Beherzigung recht angelegentlich empfehlen und die ganz eigentlich darauf berechnet ist, uns da, wo es allein noch noth thut, die Zunge zu lösen *), „dieser Drang, so ungeschickt er sich mitunter auch äußern mag, so viel Antheil auch zu Zeiten noch die Eitelkeit und der Eigennutz daran haben mögen, ist dennoch ein erfreuliches Zeichen, daß sich die Verzauberung unsers Ohrs und unserer Stimme allmählich lösen wolle und daß unsere schöne Literatur von dem lebendigen Odem der Rede wieder ergriffen werden soll.“ Mag also, so sei uns erlaubt fortzufahren, auch manches Ungereimte in unserm bisherigen Declamationswesen vorkommen, mag die Declamatorik wohl gar auf Notizen gesetzt und in eigenen Sammlungen mit aller-

*) Zwölf Reden über die Beredtsamkeit und deren Verfall in Deutschland, gehalten zu Wien im Frühlinge 1812 von Adam Müller (Leipzig, Göschen 1816. 280 S. in 8.) Die dritte dieser mit großem Beifall vor einem hochgebildeten Kreis in Wien gehaltenen Ermunterungen, von der Kunst des Hörens, sollte in allen unsern, der allgemeinen Unterhaltung gewidmeten Tagebüchern wenigstens excerptirt stehen. Wir müssen hören lernen! Denn wir haben zwei Ohren und nur Einen Mund empfangen.

lei Krücken und Merkzeichen buntscheckig genug ausgerüstet worden seyn, alle diese Fehlgriffe und Verirrungen sollen uns nicht abhalten, den Wunsch recht laut auszusprechen, daß die veredelten und veredelnden Declamationsleistungen so viel, als möglich, vielfältigt werden möchten. Den empfindlichsten Nachtheil haben einige wandernde Declamatoren gebracht, die, dem gebieterischen Ruf des Magens gehorsam, die menschlichste der Künste, weil sie es mit dem menschlichsten aller Werkzeuge der Rede zu thun hat, die declamirende und recitirende Redekunst in eine Art possirlichen oder weinerlichen Scherzes oder gar in Bänkelsängerei verwandelt haben.

Da unsere ganze Staatsberedtsamkeit nur vom Schreibetisch oder von der Hof- und Staats-Buchdruckerei ausgeht; da unsere geistliche Beredtsamkeit durch heilsame aber beengende Schranken umzäunt sich in den Lust- und Blumengarten der poetischen und ästhetischen Rednerkunst kaum verirren darf: so bleibt die Schaubühne noch immer das einzige Institut bei uns, wo in Wechselwirkung des Hörens und Sprechens die Sprache aufs mannigfaltigste gehandhabt, die Rede gebildet und ihre Schärfe vielfach geschliffen und geglättet werden kann. Allein auch auf der Schaubühne ist in der Ordnung nur eine rein-dramatische Kunstleistung möglich. Alle lyrischen und elegischen Formen mit der Romanze und poetischen Erzählung, sind, die Melodramen und Singspiele ausgenommen, wo doch die Musik allein den Scepter führt, ganz davon verbannt. Kaum konnte Schiller, der eigentliche Redner deutscher Nation, in einzelnen Choranklängen, wie in der Braut von Messina, oder in Ausbrüchen lyrischer Begeisterung, wie in Maria Stuart, der hohen Poesie dort auf wenige Augenblicke Einlaß verschaffen. Ihre Gattungen sind also ganz eigentlich der Declamation in besonderen Kreisen vorbehalten. Erfüllen diese ihre Absicht nicht, so ist die Schuld einzig einer falschen Wahl der Mittel zuzuschreiben. Man vergriff sich entweder in der Wahl des Hörsaals, oder in der Zusammenstellung der Redestücke, oder im Tone des Vortrags.

Für ein Declamatorium, wie es seyn soll, paßt eigentlich doch nur die Schaubühne. Unsere Theater sollen und können auch Odeen seyn. Bei den Griechen wurden darin sogar die wichtigsten Berathschlagungen und Staatsangelegenheiten verhandelt. Ein bloßer Musiksaal bietet doch keine eigentliche Rednerbühne dar und will man sie dort hinpflanzen, so wird die Sache leicht lächerlich. Die schicklichste Rednerbühne für uns, welchen Klima und

Lebensart die Declamation im Freien versagt, bleibt stets das Proscenium. Die sinnreiche Anordnung bietet dort hundert Bequemlichkeiten dar, die kein anderes Lokal gewährt. Wo keine Bühne ist, vermeide man ein Surrogat derselben mühsam zusammen zu flicken. Da ist die einfachste Form des erweiterten Familienkreises weit vorzuziehen.

In der Wahl der Gedichte und Redestücke für ein bestimmtes Declamatorium darf zwar dem Reize der Neuheit die Gediegenheit und Vollständigkeit des klassischen Alten nicht ganz aufgeopfert werden, doch muß Altes und Neues in anständiger Mischung beisammenstehn. Das Publikum wird es schnell überdrüssig, die alten Paradesperde immer aufs neue vor sich heruntummeln zu sehn. Der Declamator muß seinen Kranz, wie dort das Blumenmädchen Glycera in Göthe's neuem Pausias zu flechten verstehen.

Schön ist er wirklich. Sieh hier den Lorbeer,
Es wechseln die schönsten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig,
den Tanz.

Der immer grünende Lorbeer winke uns in der Auswahl einiger alten klassischen Stücke, die nie alt werden, aber die frischesten und jüngsten Kinder Florens, die anmuthigsten Neuigkeiten unserer Poesie, werde in sinniger Ordnung und Mischung ihm zugesellt und in einen Kranz, wie ihn Sacontala dort bindet, zusammengeflochten. Neues muß immer dabei seyn. Nimmer vergesse man das Wort, welches Telemachos dort zum Lobe des Sängers Phemius spricht:

Denn der neueste Gesang erhält vor allen
Gesängen

Immer das lauteste Lob der aufmerksamen Ver-
sammlung.

Wem Neues der Art nicht zu Gebot steht, soll nicht auftreten. Viel kommt aber auch auf die Kunst des Flechtens und Zusammenordnens selbst an. Das Ganze muß gleichsam Ein Hauch durchdringen. Willkommen und Lebewohl müssen sich in den zwei Endpunkten begegnen und alle grelle Gegensätze möglichst vermieden werden und das Burleske gehört gar nicht in diesen Kreis. Wohl aber kann auch das höchste tragische in der Romanze, oder im Monolog eintreten. Nur muß es vorbereitet und, ist es gesprochen, die heftige Aufregung wieder besänftigt werden. Ein feiner Tact wird die verschmelzenden Uebergänge leicht finden.

Das ist aber nur durch das Reich der Klänge und durch die himmlische Tonkunst möglich. Dar-

um muß jedes Declamatorium auch musicalisch seyn. Denn wenn schon die Declamation an sich selbst bei lyrischen und elegischen Gattungen und bei der Romanze, die ohne Saitenspiel nur eine Seele ohne Körper ist, einen gehaltenen rhythmischen Gang und melodischen Wohlklang in Hebung und Senkung der Stimme zur unerläßlichen Bedingung macht, so darf doch auch selbst der wirkliche Gesang und die mannigfach eingreifende Instrumentalmusik, bald vorbereitend, bald im Nachklang verhallend, nicht fehlen. Kann es seyn, so mag sanftere Instrumentalbegleitung der Rede selbst zur Begleiterin dienen, aber nur dienend und in sanfter Schwebung sie tragend, nicht vorlaut herrschend. Man denke an die Citharodenkunst der Alten und an die Ueberlieferung, daß große Redner sich den Ton durch die Flöte angeben ließen.

Daß alle diese, hier nur in leisen Umrissen angedeuteten Erfordernisse eines guten Declamatoriums wirklich erfüllt werden können, hat uns das Declamatorium, womit am 25ten März Mad. Schirmer dem Dresdner Publikum einen seltenen Genuß bereitet hat, zur Gnüge bewiesen. Es ist ihr gelungen, in dieser Gattung, in welcher wir früher schon manches Talent mit nicht geringem Kraftaufwand und erfreulichem Erfolg sich versuchen, aber doch immer am Ende der Ungunst äußerer oder innerer Beschränkung den Zoll der Unvollkommenheit bezahlen sahen, ein Muster aufzustellen, wie jeder Nachtheil, der von dieser Kunstleistung unzertrennlich scheint, möglichst beseitiget und das Ganze zu einer höchst vergnüglichen Unterhaltung gerundet werden könne.

(Der Beschluß folgt.)

C h a r a d e.

Wenn Trennung vom geliebten Gegenstande
Dein banges Herz in tiefe Trauer hüllt,
Dann dient die Erste Dir zum sichern Pfande,
Daß Deine Brust mit süßem Trost erfüllt.
Doch willst Du es dem fremden Blick entziehen,
So laß zum letzten Sylbenpaar es fliehn.

Das Ganze birgt in seinen treuen Busen,
Was Herz und Geist betrübet und erfreut,
Es ist Geschäften, Künsten, holden Musen
Und lieber noch der Freundschaft blos geweiht.
Ward seine Form von lieber Hand geschmückt,
Hat mehr oft als der Inhalt sie entzückt.

v. D. — v.

Chronik der Königl. Schaubühne zu Dresden.

Am 22. März: *Tancredi*, von Rossini. Wie gewöhnlich war diese zweite Aufführung noch weit befriedigender als die erste, und mit wärmerer Theilnahme wurde heute diese liebliche Oper aufgenommen. Wir wollen, unserm Versprechen gemäß, die bedeutendsten der einzelnen Musikstücke etwas genauer durchgehen.

Daß das Ganze mehr lyrisch als heroisch behandelt ist, kann man schon bei der Ouverture ahnen; freundlich und wohlthuend ist die erste Scene, etwas schwach erscheint hier Argirio's Ausdruck, doch sein ganzer Charakter ist mehr weichfühlend als groß gezeichnet. Maienhell und jugendfroh ist Amenaids Eintritt, und diese ahnungslose Heiterkeit macht uns die hohe, edle Königstochter doppelt interessant: reizend ist die Musik dieser Scene. Charakteristischer Zug der ganzen Oper und besonders der ersten Hälfte derselben, ist es, daß die Saiteninstrumente so oft den Gesang mit pizzicato begleiten, süßlich zart und einschmeichelnd ist dieser Ton und erinnert an die Zitterklänge, die jenseits der Alpen und der Pyrenäen wehen. Außerst lieblich und einnehmend ist *Tancredi's* erste Scene; man fühlt, es ist ein Heldenjüngling, dessen Seele aber einzig von Liebe erfüllt ist; süßeres als dies: „*mi rivedrai — ti rivedrò*“ läßt sich nichts denken. Argirio's große Arie: „*Se ostinata*“ ist sehr ausdrucksvoll, besonders passend ist es, daß der zärtliche Vater sich weit mehr bei der Hoffnung aufhält seine Tochter auf dem Wege der Pflicht zu finden, als bei den Drohungen. Das erste Duett zwischen *Tancredi* und *Amenaide* ist trefflich, ihre bange Verschlossenheit, seine allesüberwindende Liebe, beider Schmerz, dies erste Wiedersehen so getrübt zu finden, alles ist seelenvoll ausgemalt. Höchst ergreifend und wahrhaft schön ist der Anfang des Finales; störend ist es hernach schon in dem Text, daß *Amenaide* sich so Reihe herum an jeden wendet, ein rasches, banges von Einem zum Andern Eilen hätte dies in der Musik verschleiern können, statt daß so ein Zwischenspiel bei jeder Anrede jenen Fehler verschlimmert, doch wir vergessen ihn gern bei dem reizenden vierstimmigen, begleitungslosen Gesang. Es ist hinreißend, wie sanft diese Stimmen in einander verschmelzen und wie schön ihre Verhältnisse zu einander benutzt sind, er wird meisterhaft ausgeführt. Beklemmend und düster wie ein fernes Gewitter an einem

schwülen Sommertage endigt sich dann dies Finale. Die erste bedeutende Scene des zweiten Actes ist die im Kerker, das sie ankündende *Mitornell* ist sinnig schön instrumentirt, denn durch dies schmerzlich bange Wogen der Saiteninstrumente tönt die einsame Oboe so verarmt und rührend und später gesellt sich das Fagott so schauerlich klagend zu ihr, daß wir der Worte kaum bedürfen. Das Duett darauf ist innig und gefühlvoll und *Amenaids* große Arie, welche aus dem kindlichsten Gebet durch ein herrliches Crescendo, in welches der Chor rasch eingreift, bis zur jubelndsten Freude übergeht, ist sehr wirkungsreich; nur der völlig unpassende Schlag, der einem fernen Schluß ähnlich klingt, stört hierbei. Die Scene zwischen *Tancredi* und *Amenaiden* ist eine der allervorzüglichsten. Mit gleicher Sympathie, wie ihre Herzen, verschmelzen beider Stimmen im süßesten Wohlklang, und nur die feindlichen Mißverständnisse treten trennend dazwischen. Unbeschreiblich rührend sprechen diese tiefen Contraltöne *Tancredi's* Gemüth aus, welches dann in der Einsamkeit in düstere Wehmuth versinkt, und nur durch Waffeneruf wieder Thatenkraft gewinnt. Ein Mißverhältnis bleibt es, daß erst dies Berkennen *Amenaids* so unauslösbar und endlos scheint und endlich die Lösung durch den minutenlangen Kampf nun so augenblicklich erfolgt. Doch dies war Schuld des Dichters; das überaus fröhliche Polonaisenthema des Finales ist an sich allerliebste, obschon freilich nicht der Würde einer ernstern Oper angemessen. Doch *Melodrama* ist ja auch dieses Werk nur genannt, und innig können wir uns dieser lieblichen Melodien freuen, wenn sie auch wie blühende Laubgewinde sich mehr in freier warmer Luft wiegen, als daß sie sich auf die Grundpfeiler durchdachter Harmonien stützen. Nur dürfen wir deshalb *Rossini* nicht für den Repräsentanten italischer Kunst halten, da alle gründlicheren Meister seines Landes selbst ihm seinen Mangel an Tiefe und fester Charakterzeichnung oft vormwerfen. Doch die Tondichtung, diese allgemeine Sprache der Gefühle, hat ja auch das schöne Vorrecht der Künste sich in allen Formen aussprechen zu können und von allen Herzen, in allen Zonen, ohne mühseliges Grammatikstudium verstanden zu werden! Mit wahrer Freude sehen wir künftigen Wiederholungen dieser Oper entgegen, deren melodischer Reichthum bei öfterm Hören immer neuen Genuß verspricht, und die hier so ausgezeichnet schön ausgeführt wird. E.

Ankündigungen.

Für Journal- und Lesegesellschaften.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Freimüthige Blätter für Deutsche,
in Beziehung auf Krieg, Politik und
Staatswirtschaft

Herausgegeben

von

Friedrich von Cölln.

1817. Drittes oder März-Heft.

Inhalt.

I. Reise nach dem Kaukasus, nach Georgien und Persien.
(Aus dem Französischen. Beschluß.) II. Ueber die Landstände
der preussischen Monarchie. (Beschluß.) III. Schreiben

an einen Freund, über den dermaligen Zustand der Oekonomie in der Oberlausitz, vorzüglich in dem Königl. Preuss. Antheil. (Beschluß.) IV. Ueber den Zustand der Bauern in Rußland. V. Ueber die alte sächsische Landstandschaft in der Oberlausitz. VI. Rückblicke auf die neueste politische Literatur. In derselben ist vorzüglich der Auszug aus *Fries* Schrift: über den deutschen Bund, zu empfehlen.

Von dieser Monatschrift erscheint regelmäßig zu Anfang jeden Monats ein Heft von 8 Bogen. Der Jahrgang, 12 Hefte, kostet in allen Buchhandlungen und auf allen Postämtern 8 Thlr. Preuss. K. Cour. Ein einzelnes Heft 20 Gr.

Auch werden die Fortsetzungen des Gesellschafters von *Subig* und des Sprachkunst-Sitten-Anzeigers von *Heinsius* regelmäßig posttäglich versandt. Berlin.

Maurersche Buchhandlung.
Poststraße No. 29.